

Kühvinzenz

Eine Eifler Geschichte

Johannes Friedrich Luxem

In der Stube

„Es war vor über hundert Jahren“, erzählte die Großmutter, „da stand oben, in den Wiesen am Höttesuur, ein großer, dichter Wald. Er umgab unser Dörfchen wie ein grüner Kranz und nur das Wiesentälchen, wo der Dreesbach fließt, war unser Weideland für Kühe und Ziegen. Schafe weideten drüben am Denkelsteen, wo die Basaltfelsen hoch aus dem Erdreich ragen. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie arm damals die Leute hier gewesen sind!

Zu früh war der Winter gekommen und den Bauern erfroren die Kartoffeln auf den Feldern. Der harte Winter mit Eis, hohem Schnee und grimmiger Kälte dauerte viel länger als heute.

Da gingen den armen Eifelbauern die kargen Vorräte aus und es begann eine schlimme Hungerszeit. Viehfutter wurde knapp; die Kühe fraßen das Stroh von den Hütten-dächern, und da es faulig war und nass, wurden sie krank. Und wenn ein Bauer morgens seine Kuh tot im Stall fand, begann das Elend erst recht. Nun hatte man nicht einmal mehr ein Schälchen mit Milch für die hungrigen Kinder. Wenn Brot gebacken wurde, mischte die Mutter ins Roggenmehl kleingeriebene Baumrinde. Morgens gab es eine dünne Brot-suppe und nur einmal in der Woche kochte die Mutter ein Gericht aus Buchweizengrütze mit winzigen Speckstückchen.

Wisst ihr, wie es ist, wenn man Hunger leidet? - Nein, Gott sei Dank wisst ihr das nicht! Ja, Kinder, Hunger, das ist etwas ganz Schlimmes. Hunger tut richtig weh.

Ja, es waren schlimme Zeiten damals in den Hungerjahren. - In ihrer Not verkauften viele Leute Haus und Hof, Felder und Vieh und wanderten mit dem Rest ihrer Habe aus nach dem fernen Amerika.“

Stumm lauschten die Kinder den Worten der

Großmutter; dann, nach Augenblicken der Stille rief Jettchen, die Kleinste der Schar: „Oma, erzähl uns doch die Geschichte von den drei Kindern aus Bornbüsch, die sich im Winter verirrt hatten!“ „Aber“, sagte die Großmutter, „die Geschichte kennt ihr doch; ich hab sie euch schon zweimal erzählt!“ „Nein,“ riefen die Kinder, „wir hören doch so gern, wenn du sie uns erzählst, wir wollen auch ganz still bleiben und gut zuhören.“ Die Großmutter öffnete die Gusseisentür am großen Herd, schob einen neuen Holzkloben ins Feuer, brachte mit dem Stocheisen die Flamme zum Flackern. Ein unruhiger Widerschein erfüllte die dunkle Stube, Licht und Schatten geisterten die Wände entlang, eine wilde, gespenstische Jagd in steter Bewegung.

„Ihr lieben Kinder“, sagte die Großmutter, „heute erzähle ich euch eine andere Geschichte; sie hat sich vor über hundert Jahren hier bei uns wirklich zugetragen. Es ist die Geschichte von eurem Urgroßvater und dem Kühvinzenz, der Mensch und Tiere von Krankheiten heilen konnte. - Hört gut zu!“

Unglück

„Es war zur Zeit, als der Urgroßvater noch ein Junge von fünfzehn Jahren war. Wie alle Kinder damals hatte er früh das Arbeiten auf dem Feld, im Stall und im Wald gelernt, konnte mit Sense, Gabel und Pflug umgehen. Damals herrschte hier große Not. Zweimal waren die Kartoffeln von der schrecklichen Fäule befallen worden; in zwei verregneten Sommern war das Getreide schlecht gewachsen; es gab nur eine magere Ernte. Als der grimmige Winter kam herrschte im kleinen Haus mit dem Strohdach Schmalhans als Küchenmeister.

Die Mutter wusste nicht mehr, wie sie den Mann, den alten Onkel und die Kinder satt bekommen sollte.

Da wurde zu allem Unglück auch noch die einzige Kuh krank. Morgens fand der Vater sie im Stall; sie lag in einer Ecke und wollte sich nicht mehr rühren. „Ach du leewer Jott“, rief die Mutter verzweifelt, „wenn oss dat Dier stirwt, dann sein mer janz am End!“ - In dieser Misere gab es nur einen einzigen Ausweg, nur eine Hilfe. Es musste jemand ins weit entfernte Dorf jenseits der Wälder, das auf der anderen Seite des Flusstales lag. Dort wohnte der Kühvinzenz, der sich bei krankem Vieh auskannte und dessen Kenntnisse in den Dörfern hoch geschätzt wurden. Er hatte schon manches todkranke Tier geheilt. Vor allem bereitete er aus vielen Kräutern einen Sud, der eine starke Heilkraft besaß. Man munkelte beim Kännchesschnäpsje in den Wirtsstuben, dass der Kühvinzenz geheime Zaubersprüche kenne, die auf roten Zettelchen geschrieben seien. Heilkraft, so sagten die Bauern, besäßen Zettel und Sprüche, weil Vinzenz sie vorher auf eine Seite des siebten Buches Mosis gelegt habe. Auch Warzen konnte der Vinz fortbeten. Manches Eifler Mädchen blieb ihm ein Leben lang dankbar, weil er ihr das hässliche Gebilde im Gesicht fortgebetet hatte.

Und so wurde beschlossen, dass euer Urgroßvater, der Alois, den weiten Weg zum heilkundigen Kühvinzenz machen sollte, um Medizin für die kranke Kuh zu holen. - Damals war der Herbst früh mit Kälte, Stürmen und endlosem Regen gekommen.

„Nee, nee,“ jammerte die Mutter, „dat der Jong bei dem schlemmen Wädder den lange Wähsch jonn mohß!“ - Wortkarg, wie der Vater war, sagte er nur; „Sei ruhig, Frau, dat moss eweil su sein, et jeht net anders.“ Vater konnte den weiten Weg nicht machen. Von schwerer Arbeit im Bleibergwerk hatte er sich ein Lungenleiden zugezogen. Nein, es gab keinen Ausweg, der Alois musste zum Kühvinzenz gehen, Hilfe holen, anders ging es nicht. -

Und so machte sich Alois frühmorgens auf den langen Weg; im Rucksack nur einen Kanten Brot und zwei Äpfel; ein karges Mahl für einen langen Tag.

Es war ein mühsames Gehen und Stapfen über Waldwege und enge Pfädchen ins Tal hinunter. Dunkle Wolken bedeckten den Himmel, es

regnete Bindfäden, Sturmwind rauschte in den Gipfeln des Waldes. Aufmerksam äugte Alois ins Dickicht, ob da nicht ein Hase wäre, ein willkommener Sonntagsbraten für die hungrige Familie. Doch er hatte kein Glück; wie ausgestorben lag der Wald; nur Raben krächzten aus kahlem Geäst. Alois drohte ihnen mit seinem Knotenstock und rief ihnen zu: „Schreit ihr bloß, ihr Galgenvögel, eenes Dags kriegen ich üch!“

Kühvinzenz

Nach einem langen Marsch bergab und bergauf, durchs Flusstal und die Wälder kam Alois endlich im Dörfchen an, in dem das windschiefe Haus des Viehheilers stand. -

Er trat zögernd, ein wenig furchtsam ein und brauchte längere Zeit, bis sich seine Augen an das Dunkel in der engen, niedrigen Stube gewöhnt hatten. Auf dem Tisch brannte eine Kerze, die den Raum in ein schummriges Licht hüllte. Der alte Vinzenz wies dem Jungen einen Stuhl an, sagte nur: „Dau mohs jett noch jett wahde, ech senn dobei, dem Jretche seng Warze fortzebedde. Wenn dau mech net stührst kannste bleiwe.“ - Ein wenig unheim-



Zeichnung von Johannes Friedrich Luxem

lich wurde es dem Alois; in der äußersten Ecke der Kammer saß ein junges Mädchen. Er konnte erkennen, dass ihr hübsches Gesicht von zwei hässlichen dunklen Warzen regelrecht entstellt war. Das Mädchen weinte, doch der alte Mann meinte tröstend: „Nau heul doch net, Jretche. Dau mohs bloß fest dran jlöwe, datt die schwarze Dinger baal fort senn!“

Er rückte seinen Stuhl näher hin zum Mädchen, beugte sich ein wenig vornüber, faltete seine Hände und begann in einem dunklen, gleichförmigen Ton vor sich her zu murmeln.

Alois spitzte neugierig die Ohren, doch er konnte keine Silbe, kein Wort dieser langen, seltsamen Litanei verstehen. Wie erstarrt saß das Mädchen in seiner Ecke, blickte stumm vor sich hin. Alois wagte nicht, sich zu rühren; ab und zu hielt er den Atem an, so sehr berührte ihn das fremdartige Geschehen. Endlich war die Zeremonie zu Ende; die Stimme des Alten wurde leiser, man vernahm nur noch ein Flüstern, dann blieb es lange still im dumpfen Raum.

Alle schwiegen und trotz der feierlichen Handlung hatte Alois das Gefühl von etwas Unheimlichem, etwas, das außerhalb erklärbarer Wirklichkeit lag.

Endlich goss der Kühvinzenz eine dunkle Flüssigkeit in eine irdene Schale, tauchte einen Finger hinein und benetzte die Warzen im Gesicht des Mädchens. Dann machte er dreimal ein Kreuzzeichen und sagte: „Jetzt kannste john, Jretche. Äwwer nächste Woch kömmste noch ens her on zeichs mir, wie dau dann uhssieht.“

Endlich konnte Alois dem Fortbeter und Viehheiler sein Anliegen vortragen; der Vinzenz hörte gut zu, wollte alles genau wissen. Alois musste ihm die Richtung weisen, in der Dorf und Haus lagen. Der Alte tauchte schweigend einen Eibenzweig in die Irdenschale und sprengte die Flüssigkeit in Richtung des Fensters westwärts. Von einem Zettelchen las er Sprüche in einem unverständlichen Murmeln ab, schwieg dann eine lange Zeit.

Nachdem Alois den Zustand der erkrankten Kuh genau geschildert hatte, entnahm der Kühvinzenz aus verschiedenen Dosen ge-

trocknete Kräuter, wickelte sie in ein Tuch und gab sie dem Jungen „Dreimol möhst ihr datt auskoche, dann jähwt ihr et deer Koh ze trenke“, erklärte der Alte und meinte dann geheimnisvoll: „Äwwer vielleicht öss dat jar net mieh nühdisch!“ -

Alois trank mit dem seltsamen alten Mann noch ein Glas sauren Viez, legte acht Groschen auf den Tisch, bedankte sich und machte sich auf den Heimweg.

Fluten und Wogen

Es war höchste Zeit, denn westwärts, dem Flusstal zu hatte sich eine mächtige blauschwarze Wolkenwand gebildet. Aus der Ferne hörte man Donnerrollen, sah Blitze zucken, die die düstere Wolkenwand für Augenblicke gespenstisch erleuchteten.

„Nau loof, watt de kannst!“, rief Kühvinzenz noch dem Jungen nach; „Dat do öss en Onwedder, dat wahrdeste jänger he em Huus aaf!“ Doch Alois hastete weiter und bald war er, talwärts laufend, um die Wegkehre verschwunden.

Gern wäre er noch geblieben, doch der Gedanke an die kranke Kuh - letzter, lebenswichtiger Besitz seiner Familie - trieb ihn weiter. Er durfte nicht zu spät kommen mit den



Zeichnung von Johannes Friedrich Luxem

kostbaren Kräutern, die Rettung bedeuteten für das Tier, Rettung auch für die Existenz von Eltern und Geschwistern.

Über dem Flusstal hingen ganz niedrig, drohend die mächtigen Türme der Gewitterwolken und während hier oben auf der Hochfläche ein Sturm tobte, hatte das Unwetter unten im Tal seine volle Stärke und Wucht entfesselt. Ein Wolkenbruch ging hernieder, Hagelkörner, groß wie Taubeneier prasselten zur Erde, umgestürzte Bäume versperrten Alois den Weg.

In Bedrängnis suchte er Schutz in der struppigen Dichtung eines Fichtenbestandes, wartete dort frierend und zitternd das Unwetter ab. In seiner Joppe schützte er die eingewickelten Heilkräuter. Wie eine große Kostbarkeit barg er sie; sie durften nicht durchnässt werden.

Lange harrete der Junge im dürftigen Schutz der Fichtenzweige aus. Als er glaubte, das Unwetter sei flussabwärts weitergezogen raffte er sich auf, wollte so schnell es ging hinunter ins Tal. Doch der steile Pfad abwärts war kaum mehr zu erkennen; er hatte sich in einen Sturzbach verwandelt. Immer wieder rutschte und glitt Alois über den aufgeweichten Boden, blieb fast stecken im lehmigen Grund. Geäst und Bäume lagen quer, zwangen zu zeitraubenden Umwegen.

Endlich endete der Steilhang, ging über in die Ebene des Tales, hin zum Fluss.

Doch was war das? - Alois blieb keuchend stehen, traute seinen Augen nicht. Vor Schreck stockte ihm der Atem: das sonst träge Flüsschen hatte sich in ein reißendes, tobendes Gewässer verwandelt. Braune Fluten, hohe Wogen strömten durchs Tal, trugen Äste, Balken, entwurzelte Bäume und totes Vieh mit davon. Und dann sah der Junge zu seinem Entsetzen, dass die Brücke, die hinüberführte zum anderen Ufer, nicht mehr da war. Die lehmbräunen Fluten hatten sie mitgerissen; nur noch ein Mauerchen und Gebälk waren übriggeblieben. Da stand nun Alois ratlos und voller Verzweiflung, wirre Gedanken kreisten ihm durch den Kopf. Was sollte er machen in dieser Notlage, wie kam er hinüber auf die andere Seite? Eine Brücke gab es weit und breit nicht mehr; hier konnte ihm keine Menschenseele aus sei-

ner Not helfen. Von früher her kannte er flussabwärts eine Stelle, an der das Flüsschen schmaler wurde; vielleicht bot sich dort eine Möglichkeit, hinüberzukommen?

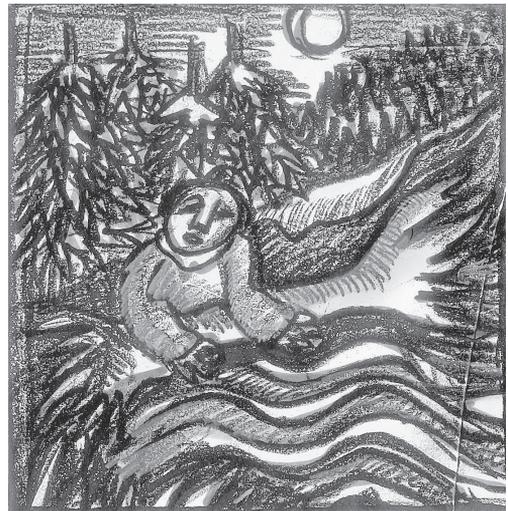
So schnell er konnte hastete er weiter, erreichte endlich mühsam die Engstelle, doch auch hier überschwemmte der Fluss weit das Land.

„Et kann sein wie et well - ich mohs erröwer op de andere Seit!“, rief er sich selbst zu, wie um sich anzuspornen und sich Mut zu machen, das Unmögliche zu wagen.

Mut

Im Heulen des Sturmes verhallten die Worte; in Verzweiflung und ohnmächtiger Wut über sein Unglück schrie Alois gegen das Toben der Elemente. Es klang wie eine Beschwörung, ein Aufschrei um Hilfe; doch er verhallte ungehört.

Ein einziger Gedanke beherrschte den Jungen:



Zeichnung von Johannes Friedrich Luxem

Wie komme ich auf die andere Seite, wie erreiche ich das andere Ufer? Er konnte nicht schwimmen; das hatte er oben im Eifeldörfchen nicht gelernt.

Doch da durchfuhr ihn blitzartig ein rettender Gedanke, als er einen Baum erblickte, der sich - trotz reißender Strömung - nur langsam

flussabwärts bewegte. In den Fluten drehte er sich um sich selbst; das Geäst ragte aus dem lehmgelben Gestrudel wie winkende Arme, die sich ihm entgegenstreckten. Ohne Zögern sprang Alois mutig ins Wasser, fasste mit raschem Griff einen starken Ast, hielt sich krampfhaft daran fest und ließ sich mit dem entwurzelten Baum abwärts treiben.

Und diesmal war das Glück auf seiner Seite. In seiner Not sagte er Stoßgebete vor sich her und er betete: „Heiliger Christopherus, hol mich hier heraus, loß mich net unnerjohn, helf mir!“

Der Baum, sein Floß, sein Schiff, seine Fähre begann sich in rascher Folge in den Strudeln um sich selbst zu drehen und wurde von der wechselnden Strömung plötzlich hinübergetrieben ans andere Ufer.

Auf einem Hangweg erreichte Alois ein Dörfchen im Tal, wo man ihn freundlich aufnahm und ihn betreute. Man gab ihm zu essen, reichte ihm heißen Pfefferminztee, trocknete seine Kleider wollte ihm Obdach gewähren für die Nacht. Doch der Junge, zäh wie er war, hegte nur einen Gedanken: „Ich moß no Huuhs, sonst stirwet oss de Kooh unger de Händ.“ Und er machte sich noch in der Nacht auf den beschwerlichen Weg bergauf, heimwärts ins kleine Dorf da oben auf einsamer Höhe. Voll Freude und Dankbarkeit empfangen ihn Eltern und Geschwister; als erstes packte er behutsam die Heilkräuter vom Kühvinzenz aus, die freilich durchnässt und arg zerdrückt waren. Doch da schüttelte der Vater den Kopf und erklärte dem erstaunten Jungen, dass die kranke Kuh in der Zwischenzeit auf wunderliche und unerklärliche Weise wieder auf die Beine gekommen sei und hungrig ihr Futter gefressen habe. Alois wollte es nicht glauben, rannete in den Stall und musste zweifelnd zugeben, dass der Fortbeter mit seinen Heilsprüchen über die Entfernung hinweg die Kränke vertrieben und das Tier geheilt habe. - „Nee, dat jlöwen ich eenfach net, dat et esujett jitt“, meinte der ungläubige Thomas zu seinem Vater. Der sagte bedächtig nur: „Mir hann ooch für de heilije Wendelinus jebett on en jesähnte Kearz aanjemaach, Jöngelche.“ Und die Mutter fügte hinzu: „Morjen wolle mir de

Ruusekranz bedde, dat dau esu jooht wieder heemjekomme böss!“

Epilog

Ganz still war es im Raum, als Großmutter die Geschichte vom Erlebnis des Urgroßvaters erzählt hatte. Lange schwiegen die Kinder, ließen in ihrer Vorstellung noch einmal die Bilder von Sturm, Hagelschlag, reißenden Fluten und dem geheimnisvollen Geschehen in der Stube des Kühvinzenz vorüberziehen.

Nur das Lenchen, Musterschülerin in der Einklasssschule des Dorfes, begabt mit nüchterner Einschätzung der Gegebenheiten und dem kritischen Verstand der Eifler, meinte: „Das versteh ich nicht, Oma, wie der alte Mann dem Mädchen die Warzen fortbeten konnte.

Und das mit der Kuh kann ich einfach nicht glauben; der Vinzenz war doch gar nicht bei ihr, der hat das Tier ja nicht einmal gesehen! - Wie konnte der denn die kranke Kuh wieder gesund machen! - War das Hexerei oder nur so ein Hokuspokus?“

Die Großmutter lächelte, nahm die Hand des Kindes und antwortete: „Doch, Lenchen, das musst du schon glauben; alles ist genau so passiert wie ichs euch erzählt hab. Nach zwei Wochen waren die schwarzen Warzen aus dem Gesicht des Mädchens verschwunden. Nicht einmal eine Narbe blieb zurück.“

„Und die kranke Kuh?“, fragte ein Kind. „Das kranke Tier war wieder gesund, bevor der Alois nach Haus kam“, sagte die Großmutter und sie fuhr fort: „Noch etwas muss ich euch erzählen. Jahre später hat euer Urgroßvater das Mädchen mit den Warzen geheiratet; sie ist eure Urgroßmutter - da staunt ihr wohl!“

„Ach, Großmutter“, meinte Lenchen, „da kommt mein Verstand nicht mehr mit. Ich hätt gern eine Erklärung für das, was damals passiert ist!“

Lange schwieg die Großmutter, als sei sie um eine Antwort verlegen. Dann sagte sie und ihre Stimme wurde ganz leise, nahm einen geheimnisvollen Klang an: „Ja, ihr Kinder, man kann nicht alles genau erklären. Merkt euch: es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unser Menschenverstand sich nichts träumen lässt!“